

Zeitschrift: Appenzeller Kalender

Band: 231 (1952)

Artikel: Wie er dennoch dazu kam

Autor: Beat, Hans

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375451>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

und General Lecourbe, der dann am 1. Mai 1800 die feindliche Stellung in Stein durch seinen Rheinübergang bei Hemishofen aufrollte, befahl sie abermals instandzustellen.

In jenem Nachbardörfchen Hemishofen wirkte zu dieser Zeit der Steiner Bäckerssohn Johannes Büel als Pfarrhelfer und Schulmeister und gewann durch seine Lehrweise einen solchen Ruf, daß ihn Minister Stapfer zur Mitarbeit einlud, um das helvetische Bildungswesen zu reorganisieren. Weil aber diesem ländlichen Praktikus die Kollegen in Luzern zu sehr als Theoretiker vorkamen und er sich auch von seinen nächsten Mitbürgern abgestoßen fühlte, zog Büel nach dem frühen Tode seiner Frau ins Reich hinaus, wurde vom Herzog von Sachsen-Gotha zum Hofrat erhoben und wirkte nachher lange Jahre als herrschaftlicher Privaterzieher in Wien.

Das 19. Jahrhundert wies unser Städtchen endgültig in die Rolle des Kleinen. Durch die helvetische Verfassung seiner alten Vorrechte beraubt, politisch mit Hemishofen, Ramsei und Buch als isolierter oberer Kantonsteil der alten, erfolgreicheren Konkurrentin Schaffhausen untergeordnet, nordwärts durch die großstaatliche Entwicklung, südwärts durch die eidgenössische Zersplitterung in Handel und Verkehr beeinträchtigt, von der mit denselben Nöten ringenden Hauptstadt beiseite gelassen, 1863 durch einen Großbrand, dann durch den Nationalbahnhof schwer betroffen, durchlebten die Steiner Jahrzehnte neuer Bitternisse und Nöte, bis es ihnen gelang, ihre Existenz frisch zu unterbauen. Eisenbahnverbindungen und vorteilhafte Steuer- und Arbeiterverhältnisse zogen etliche Industrien an

(zuerst die Schuh-, Sessel-, Teigwaren- und Uhrenschalenfabriken). Bahnanlagen und Fabrikbetriebe blieben jedoch bescheiden, hielten sich außerhalb der Mauern und störten Stadtbild und Ruhe so wenig, daß auch Privatiers sich gern mit ihrem Kapital hier ansiedelten, seit die florierende Spar- und Leihkasse zusammen mit den Gemeindegütern die Steuern zahlte. Stein wurde gegen die Jahrhundertwende ein um seine Hablichkeit beneidetes und immer mehr auch als kulturhistorisches und landschaftliches Kleinod erkanntes Paradieschen und Ziel des Fremdenverkehrs. Unter den Bürgern der Neuzeit, die durch ihre Leistungen auch den Namen der Heimat ehrend bekannt gemacht haben (voran Robert Gnehm, Professor für Chemie an der ETH und Präsident des schweizerischen Schulrates Ulrich Krönlein, Professor für Chirurgie in Zürich, Theodor Bitter, Professor für Englisch und Rektor der Universität und der ETH in Zürich) verdient Professor Ferdinand Bitter (Universität Bern) besondern Dank für seinen forschenden und bewahrenden, Interesse weckenden und werbenden Eifer zugunsten der kunstgeschichtlichen Schätze Steins, namentlich des Klosters.

Stein am Rhein hat in den letzten Jahrzehnten schwere Schläge erlitten, infolge des ersten Weltkrieges durch den Zusammenbruch seiner Bank große Vermögensverluste und damit den Untergang seiner Steuerfreiheit, am 22. Februar 1945 die furchtbare Bombardierung aus der Luft; es hat die Schäden nach Möglichkeit behoben und ist geblieben, was seinen Reiz und Wert ausmacht: das alte, hübsche, heimelige, heitere Städtlein mit Ringmauer und Türmen, mit Markt, Kloster und Burg, mit Rebhang und Rhein.

Wie er dennach dazu kam

Von Hans Beat

Gs war in der ersten Zeit des tausendjährigen Reiches. Nicht jenes Reiches, von dem der Seher Johannes im letzten Buch der Bibel spricht. Das andere hatte angehoben, da der Gog und Magog ihre grauen Mäuler groß aufrissen und aus ihnen Schwefel und Phosphor zum Leiden und Sterben ungezählter Menschenkinder wie einen roten Todesqualm aus dem Abgrund der Hölle aussießen.

Ein Sendling dieses Reiches zog auf einem Bergsträßchen unseres Landes seines Wegs, die Karte prüfend und mit der Wirklichkeit vergleichend, die Breite der Wegspur und den Durchlaß, den die Häuser ihr noch ließen, sich notierend, denn alles mußte ja gut vorbereitet sein für den Tag, da auch unser kleines Land heimkehren sollte ins große tausendjährige Reich. Mittlerweile war dieser Vorbote im Loddenrock, auf dem Kopfe das grüne Jägerhütel mit dem strammen Sambart hintendrauf, wieder in ein Dörfchen gelangt, das mit der Gründlichkeit, wie das im tausendjährigen Reich sich gehörte – die kleinste Kleinigkeit konnte ja wichtig sein – durchforscht wurde.

So konnte seinen Späheraugen nicht entgehen, wie ein junger, kräftiger Bergbauer in einer fröhlichen Sonnenheit über eine fast mannshohe Einfriedung bedächtig seine Augenweide hielt. Es war auch eine. Im

warmen Dreck lag eine gewaltige Sau mit acht quieklebendigen, rosigen Säulein.

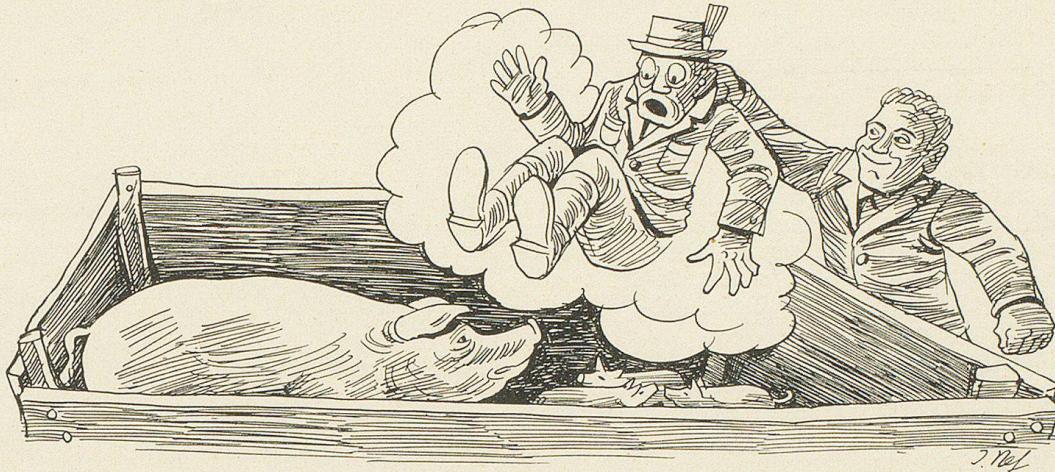
„Gu'n Tach“, sagte der mit dem Gemsbart zu dem mit der Pfeife im Mundwinkel, denn jener war am Gatter jetzt aufgetaucht.

„Ben di“ kam die Antwort auf romanisch und auf betont unfreundlich. Die unverstandenen Worte und die wohlverstandene Unfreundlichkeit reizten den Kundschafter.

„Sie woll'n mich wohl verulken, na, warten Sie nur, wenn diese Schweine fett sind, werden wir mit unserem Führer kommen und sie verspeisen.“

Der Bergbauer, der bis jetzt nichts als die zwei romanischen Worte gesagt, und kein Zeichen von sich gegeben, daß er ein deutsches reden könnte, kam langsam auf den Fremden zu, packte ihn mit der einen Hand am Rockkragen, mit der anderen am Hosentasche und warf ihn mit einem Schwung über die Bretterwand in den Dreck und Frieden der Bierbeiner mit der freundlichen Einladung: „Fang doch jetzt schon z'fräßen an!“

Dort drinnen war der Frieden hin, wie es zumeist ging, wo diese Vorboten erschienen. Die Säulein quietschten auf, die Alte grunzte, bedrohlich sich erhebend. Und jetzt hob eine Sauhaf an in ungewohnter Reihen-



folge. Diesmal hatzte die Sau den Mann und nicht der Mann die Sau. Im Kreis herum gings, hoppend und springend, quietschend und grunzend, Fremdling, Säulein und alte Sau, und es war ein fröhliches Bild, als sie einmal, mit dem Rüssel am Boden, das grüne Hüterl erwischte und für eine Runde auf ihrem Borstenhaupte trug. Der arme Geheze musste, wie der Hase auf der Flucht, den Haken schlagen, wollte er dem vierbeinigen Jäger entgehen. Mit der Zeit aber begann ihm die „Puste“ auszugehen und das Rennen wandte sich für ihn vom Lächerlichen ins Gefährliche.

„Jetzt hilf ihm aber, Luzi“, mahnte die Bergbauernfrau, mit der die halbe Dorfschaft sich an dem Spiel in der dörflichen Arena freute, „bevors noch Dummheiten gibt“, und die harten Hände, die den Armen in die Schweinegrube geworfen hatten, zogen den müde, klein und schmutzig Gewordenen aus Angst und Nöten in die saubere und sichere Freiheit. Als ihm dort weiter nichts geschah, zog er, im arg mitgenommenen, stinkenden Gewand, den stolzen Hut zurücklassend, so rasch er konnte, davon. Als er aber außerhalb Steinwurfweite war, kehrte er sich noch einmal um, hob drohend die Faust, schüttelte sie und rief: „Wir kommen wieder!“ um dann talwärts zu verschwinden. Im Gehege der Bierbeiner aber kehrten wieder Ruhe und Frieden ein.

*

Jedoch behielt er recht. Er kam wieder. Nicht er selber, ein anderer Vertreter des tausendjährigen Reiches kam wieder. Aber das kann man ja, genau bescheiden, nicht mehr sagen. Das tausendjährige Reich war vor der Zeit abgelaufen. Dem war es so gegangen, wie es Kindern gehen mag, die im Innern einer Schwarzwälder Uhr wild herumstochern, bis dort etwas bricht und darauf die schweren Gewichtssteine, die die Uhr in beherrschter Kraft vierundzwanzig Stunden in Ordnung eines steten Ablaufs in gleichmäßiger Bewegung halten, auf einmal rasselnd abwärtsstürzen, die Zeiger wild herumkreisen, daß die Stunden sich zu Sekunden verkürzen, und die stürzenden Gewichtssteine, im Fall die Ketten reißend, als zerstörte Zerstörer in einen Winkel rollen. So waren im tausendjährigen Reich die göttliche und menschliche Gerechtigkeit, die Menschen würde und die Menschlichkeit von tollpatschigen Frevlern

händen zerstört worden und das tausendjährige Reich lief in wenig Jahren ab, Verwüstung und Graus hinter sich lassend, Hungerer und Obdachlose in seinen verengten Grenzen bergend.

So stieg in jenen Tagen wieder ein Bote jenes Reiches zum Bergdorf hinauf, und am nächsten Sonntag auf seine Kanzel. Er kam als einer, der holen wollte, nur auf eine ganz andere Art, als sein Vorgänger es sich vorgestellt hatte. Er tat alles, was er zu tun vermochte, um das Bergkirchlein zu füllen, und dem Propagandagewandten gelang es. Er stieg auf die Kanzel, hub an und sprach. Er redete von dem bösen Feindbund, der mit Schwefel und Phosphor des tausendjährigen Reiches Städte verwüstet habe (von seines Reiches Taten wußte er kein Wort zu sagen), wie jetzt dort Elend, Wüste, Not und Hunger herrschten. „Durch Gottes Gnade seid ihr in eurem kleinen Land diesem Schrecken entgangen. Dafür habt ihr nun eins zu tun, zu danken. Und ich bin zu euch hieher gekommen, um euch zu sagen, wie ihr das zu tun habt. Ihr meint, es zwar schon zu wissen. Ihr singt in der Kirche „Großer Gott, wir loben Dich“, Ihr betet zu Hause brav und fromm: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiß nicht, was er dir Gutes getan hat.“ Aber seht, das alles ist nur Brimborium, ganz maßloses Brimborium. Ich sage euch, wie richtig gedankt wird: mit dem Liebesgabenpaket. Und dann las er jene Stelle aus dem Evangelium des Matthäus, wo es heißt: „Ich bin hungrig gewesen, und ihr habt mich nicht gepeist, ich bin durstig gewesen, und ihr habt mich nicht getränkt, ich bin nackt gewesen, und ihr habt mich nicht bekleidet.“

Jedesmal, wenn er zu dem Wort „Nicht“ in diesen gewaltigen Worten des Heilandes kam, peitschte es, wie aus einer Pistole geschoffen, in den stillen Kirchenraum, daß die Andächtigen zusammenfuhrten ob diesem „Nicht“ und ihre Herzen in Angst gerieten vor dem Gericht, das jedem angedroht ist, der sich nicht bereitmachen will, dem Menschenbruder in seiner Not beizustehen.

Der Schlussgesang verlangt, die Kirchgänger zogen, still die einen, lebhaft die Eindrücke austauschend die andern, heimwärts. Hinter ihnen schritt, seines Erfolges sicher, der Bote aus dem Reich. Und er behielt recht. Die Posthalterin hatte in den folgenden Tagen

eine außerordentliche Arbeit zu leisten. Paket um Paket wurde durch den engen Schalter gezwängt. Drinn waren wohlverpackt Kleider, Schuhe, Würste, Dörrfleisch.

Er war also doch dazu gekommen. Nicht ganz so, wie der erste Bote es sich vorstellte: ein stolzes Mahl der Sieger, bei dem die Unterworfenen als Zuschauer anwesend sein durften. Es wurde ein Mahl der Hungenden, ein Kleiden der Nackten, ein Leben der Bettler. Wer freute sich mit ihnen nicht, wenn ihnen so geschah, und wer sträubt sich, der also zu danken in der Lage war, dieser Art des Dankes mit der Gabe, und nicht nur mit dem Wort.

Die beiden Boten, der erste und der letzte, sind ja kaum zum Liebhaben. Aber über ihren eigenartigen Begren liegt doch ein lichter Schein eines göttlichen Humors. Was der Erste als Beute forderte, bekam er nicht als ein Gewalttätiger, und bekam es doch, als er in der Gestalt des Zweiten darum bitten mußte, als ein Bettler um der Not seiner betrogenen Volksgenossen willen. So ist er dennoch dazu gekommen.

Berglerhilbi im Alpsteingebiet

Von A. Huggenberger

Die Bergler sind auch keine Asketen;
Sie mühen sich ja hart mit Werken und Beten,
Sie müssen, was not an Erdendingen,
Mit Nöten dem Berg und dem Winter abringen,
Ihr Leben ist kein Poetenidyll,
Aber sie lieben es zäh und still.

Sie lieben der Heimatstatt armen Frieden,
Die kleinen Sorgen, gottbeschieden,
Den Berg mit seinen Felsentürmen,
Der sie vernichten kann und beschirmen.
Sie lieben des Föhnturms wildes Werben,
Sie lieben den Frühling, seinen Erben,
Den Sommer, der den Firn bezwingt
Und ihnen Brot und Freude bringt.

Die Bergler sind nicht zum Lachen geboren,
Ihre Seelen sind dem Ernst verschworen;
Doch wenn die Lust mal ihr Tüchlein schwenkt,
Ein Tag, ein Tag ist jedem geschenkt.
Einmal im Jahr will das Leben sein Recht;
Kein Strohgeflicker, die Sehnfucht ist echt.
Sie schmücken sich in den verschwiegenen Stuben,
Krauszöpfige Maitlein, gebräunte Buben.
Manch buntes Mieder ist schier zu enge.
Kettlein, Spangen, Silbergehänge.
Kein Flitter, der Bierat ist Ehrengut,
Erebt, erworben mit Schweiß und Blut.
Sie treten heraus in den Tageschein,
Sie steigen die Staffelpfade bergseit,
Als Nachhut die bedächtigen Alten,
Harte Gesichter mit Narben und Falten.
Ein Jauchzer verhallt in Schlucht und Holz,
Des Berglers trostiger Lebensstolz.

Das Fähnlein weht auf verwettertem Zaune,
Der Bergwirt hat seine gute Laune.

Er ist gerüstet, er hat's geschafft
Mit seines eisernen Rückens Kraft,
Alljedes Ding ist an seinem Ort.
Spundvoll die Legeln, die Keule schmort.
Der Bergwirt weiß, unter seinen Gästen
Sind keine Verächter vom Leckern und Besten.

Wer am Steilhang weiß die Sense zu führen,
Versteht sich schlecht auf geschlechte Manieren;
Aber ein Mädel im Tanze zu drehn,
Das paßt ihm, da wird er zum Rechten sehn.
Schad' wär's mein Treu um die vier Musikanter,
Alles, nur keine Klimpertanten!

Sie spielen nicht zum Zeitvertreib,
Sie spielen sich schier die Seele aus dem Leib.
Der Brummbaß tut sich allen voran,
Das Geigentier größer als der Mann;
Er kämpft mit der Fiedel süßem Gedicht
Als wie die Posaune vom jüngsten Gericht.
Doch auch die Trompete ruft hell: Ich bin da!
Bescheiden ist nur die Harmonika,
Sie schnarcht und ringt mit Atembeschwerden,
Um ja mit den andern fertig zu werden.
Kein Leckergericht für vermönte Ohren,
Aber Musik ist's, weltversichworen.
Sie ist wie die, für die sie gemeint,
Ist Zauberweise, gejauchzt und geweint.
Das stampft und schmachtet im engen Raum,
Das treue Begehrn, der schüchterne Traum.
Die Schluchten getrennt, liegen Arm in Arm,
Berglerblut ist rot und warm.

Draußen auf freiem Rasenplan
Hebt ein seltsam Läuten an.
Die schweren Treichlen sind hergebracht:
Schellenschütteln! Wer hat es erdacht?
Das mögen die Bettertannen wissen,
Vielhundertjährig, vom Sturm zerrissen,
Das mögen die grauen Felsen sagen,
Die fern als Säulen den Himmel tragen.

Der Ring ist geschlossen. Ein Flaumbart, ein Greis
Schwingen die Glocken mit Kunst und mit Fleiß;
Erst tastend sich zusammenzufinden,
Bis sich die Töne gemach verbünden
Zum Dreiklang, zum heiligen Berggesang,
Einfaltgewoben, ahnungsbang.

Andächtig stehn die Lauscher im Kreise,
Hände finden sich sacht und leise,
Weißbärtige Männer, verwelkte Frauen,
Müssen sich stumm in die Augen schauen,
Ihnen ist, als käme das Läuten
Fern herüber aus Jugendzeiten.
Es sagt von Liebe, es sagt von Leid,
O, sie wissen vom Leben Bescheid.
Es hat sie geschlagen, es hat sie verbunden,
Sie haben gesorgt, gebetet, verwunden,
Hat eins des andern Last getragen,
Sie konnten sich's nie mit Worten sagen,
Was scheu ein Tränlein heut ahnen läßt,
Die Stunde wird ihnen zum Lebensfest...

Ich muß mich still zur Seite wenden,
Heimat, du bist in guten Händen!